





Die

Strandwache unterhaltend.

„Das war ja ein furchtbares Unwetter gestern, Sturm, Blitz und Donner!“
„So — ich habe nichts gehört, ich habe mich mit meiner Frau unterhalten . . .“

willst, weil er mal vor zwei Jahren zufällig dort Schlittschuh lief, wo Du ein wenig einbrachest?“

Sybill blickte ihn ruhig an. Sie war wirklich nicht beleidigt. Wie hätte sie sonst lächeln können? „Weil es nicht wahr wäre“, sagte sie.

Rolf wurde unsicher. „Es steht also fest“, sprang er ab, „daß Du Monate hindurch jeden Morgen einen Mauerstein in Deine Tasche gesteckt und ihn auf dem Wege zum Museum bei Sieberts über den Zaun geworfen hast.“

„Ein ganzes Jahr lang“, bestätigte Sybill, „und auch nicht geworfen, sondern säuberlich zu den andern Ziegeln gestellt. So, nun weißt Du es.“

„Warum hast Du es getan.“

„Weil mir Sieberts eines Tages erzählten, daß sie seit Jahr und Tag jeden Stein, den sie finden, nach Hause tragen, bis sie sich ihr Häuschen bauen können.“

„Und da hast du ihnen beim „Finden“ geholfen, — aus Papas Tasche. Furchtbar einfach und zweckmäßig.“

„Stimmt“, nickte sie. „Du hast recht. Denn ich bin der Meinung, daß Papas Generalpächter sich viel zu hohe Mieten von diesen armen Schreberleuten auf dem Friedrichsanger zahlen läßt.“

„Und da spielst du sozusagen ausgleichendes Schicksal und . . . blamierst uns vor der ganzen Welt. Denn dein Backfischstreich kommt natürlich in die Zeitung, daß duß nur weißt.“

Sybill wurde ein wenig blaß. Dann schüttelte sie sich energisch und sagte nur: „Schade! Dann kriegen Sieberts also heraus, daß ich es gewesen bin. Bis jetzt haben sie sich darüber gefreut, daß der Steinhaufen ihren Familienfleiß verkörpert.“

Ihr Lachen quirlte durch den Raum. Und wenn Rolf noch böser wurde, sie konnte sich nicht helfen, und mußte lachen, so komisch war die Sache.

Die Tür knackte.

„Papa?“

„Ja, ich war im Nebenzimmer und bin im Bilde. Nette Geschichten!“

„Zieh es mir vom Erbteil ab, Papichen.“

„Was meinst du dazu, Rolf?“

„Ich? — Ich . . .“ Er brach ab und schwieg.

„Warum sprichst du dich nicht aus?“

Da riß er die Schultern hoch. „Papa, die Theaterspielerei muß mal ein Ende nehmen! — Ihr kennt mich alle nicht . . . Ich habe geglaubt, daß hinter dieser Geschichte eine dämliche Liebesangelegenheit von der Bill steckt, und wollte sie deshalb in die Folter nehmen. Aber jetzt bin ich selbst am Beichten. Papa, ich sage dir, die Bill ist ein Teufelskerl, — also entschuldige Bill, aber man kann das wirklich nicht anders ausdrücken, und du mußt mir jetzt schon auf diese Leistung einen Kuß geben.“

„Also demnach seid ihr euch in eurer Auffassung doch wohl einig?“ fragte Guido Schaffhausen, dem immer noch nicht anzumerken war, was er eigentlich von der Sache dachte.

Sybill strich Rudolf über das Haar und sagte zärtlich: „Also das ‚Studentenhirn‘ bitte ich dir demütigst ab.“ Dann wandte sie sich an Schaffhausen: „Ja, Papa, du hast eben nie Zeit für uns gehabt, weil du deinen großen Wecken leben mußtest. Nun siehst du, was du für Kinder hast.“

„Ja, das sehe ich,“ sagte Schaffhausen. „Bitte, setzt euch mal. — Also du, Bill, hast vorhin auf die Erziehung angespielt. Mag sein, daß du recht hattest. Aber laß dir sagen: Ich habe auch mal so wie du unter den sozialen Ungerechtigkeiten gelitten und die Welt besser machen wollen . . .“

„Nicht die Welt, Papi —“

Er wehrte ab. „Verstehe dich schon. Vielleicht mehr, als ihr denkt. Ich habe auch die Entwicklung in euch so ungefähr kommen sehen, denn — ihr lebt doch nun einmal folgerichtig weiter, was . . . zu meiner Zeit . . . noch nicht reif war, gelebt zu werden. Ich bin nie so verholzt gewesen, Altes und Neues als Todfeinde zu betrachten. Kurz, Bill, die Ziegeln, die du Morgen für Morgen geschleppt hast — na ja, Mädel, damit hast du dich und uns geadelt. Und wie denkst du dir die Geschichte weiter? Denn die Leute können doch nicht warten, bis du ihnen 30 000 Steine über den Zaun gereicht hast. Dazu wären doch immerhin 90 Jahre nötig.“

„Soweit habe ich nie gedacht,“ sagte Sibyll luftig, „mir lag nur das Heute nahe.“

„Also der junge Siebert hat dich aus dem Eis geholt. Das habe ich nie gewußt.“

„Dergleichen erzählt man doch auch nicht zu Hause. Ich hätte ja nie wieder ohne Eskorte laufen dürfen.“

„Gut. Schicke mir die Leute mal her; sie sollen keine weiteren zwei Jahre auf ihr Haus warten.“

„Also Belohnung oder Almosen?“ fragte Rolf unbefriedigt.

„Mein Junge, diese Frage ehrt dich. Du siehst die Sache richtig an: Weder das eine noch das andere soll es sein; damit ist keine gesunde Sozialpolitik zu machen. Aber Sybills Ziegeln haben mir doch den richtigen Bildfunk verschafft. Sie hat sich jeden Morgen einen Mauerstein in die Mappe gesteckt und dabei die spitzbübische Freude empfunden, daß aus jedem toten Stein lebendige Illusion für die da drüben, die Sieberts, wird: Wir kommen weiter! Die Mein- und Deinfrage will ich jetzt unberührt lassen; Bill hat sich keine Gedanken darüber gemacht; sie sagt, es lag ihr nur das Heute nahe. Und so hat sie den Sieberts geholfen, ohne daß sie es merkten, . . . an die eigene Leistungsfähigkeit zu glauben. Kinder und Entmutigte brauchen nichts so dringend wie diesen Glauben, und wenn ich einen Weg wüßte, ihn unserem ganzen armen Volke zu verschaffen,“ er hielt einen Augenblick inne, indem er tief aufatmete, „ich gäbe gern meinen letzten Ziegel dafür her.“

Rolf stand auf und streckte dem Vater beide Hände hin. Keiner sprach ein Wort; sie blickten sich nur in die Augen: Vater und Sohn, alte und neue Zeit. —

Auf dem Friedrichsanger wurde ein paar Wochen später ein farbenfrohes Schild errichtet mit der Aufschrift: „Heimstättenbund Spillengrund.“

—⊙—

Flußabend

Hoch über sandig kahler Hügellehne
Erbrennt das lohe Abendrot,
Und ruhig ziehn zu ihrem Nest die Schwäne
Um ein im Schilf versunknes Boot.

Fern kreiselt müde langsam eine Mühle,
Darüber surrt ein Entenstrich,
Im wettergrauen Kirchenturmgestühle
Regt sachte noch ein Glöcklein sich.

Und als die Stundenschläge weit verrinnen,
Da schreitet groß die Nacht landein,
Die Wellen linde Lieder scheu noch spinnen
Im Röhricht dich in Träume ein.

Kurt Bock.

Kugelkäs

Skizze von Paul Renovanz.

Die Nacht war im Schwinden. Perlmuttern löste sich der Morgen aus Dunst und Frühe, als die „Stella de las Republicas“, das brasilianische Flaggschiff, langsam vorrückte. Die Strömung des La Plata, der hier bei Montevideo den Ozean ungestüm erreicht, hob die gepanzerte Brust der Fregatte, ließ glucksend die Kiellinie hinab und zerran in grünen, glasierten Wellen gleich dem zärtlichen Schleppengerissel eines Frauengewandes im Heckwasser.

Allein zärtlich war der Schiffsbemannung durchaus nicht zumute. Nun donnerte schon der erste Schuß und rasierte vor „Santa Maria“ säuberlich die Flagge mit den vier blauen Balken aus dem Topp.

Teufel! wie ging das zu? Die „Santa Maria“, einer der beiden Kreuzer, die neben einem Kanonenboot und zwei Avisos den stolzen Bestand der uruguayischen Kriegsflotte bildeten und zwischen Salto und Paysandu den Küstenschutz auszuüben hatten, war in Nacht und Nebel von der „Stella de las Republicas“ aufgespürt.

Eine verzwickte Sachlage. Noch war die Kriegserklärung nicht verfolgt. Die Regierung von Uruguay hatte sich lediglich erlaubt, die Intervention Brasiliens, das sich raubhungrig anheischig machte, zwischen den feindlichen Brüdern, den Gauchos und den Estancieros, zu vermitteln, für eine Störung des Gleichgewichts der La Plata-Staaten zu erklären. Die Antwort gaben die Kanonen.

Vor unangenehmen Tatsachen schwamm die „Santa Maria“; das war wohl nicht zu leugnen. Indessen focht sie das wenig an. Hurtig schlüpfte die Besatzung in die Geschützürme, richtete, visierte, und — rumms! — da sauste die erste Breitseite dem Stern der Republiken in das geehrte Takelwerk. Sie lavierten, die Herren Gegner, avancierten und retournierten und das Ganze wäre einem braven und ungelenken Contre-Tanz nicht unähnlich gewesen, hätte man beiderseits auf Feuerblitz und Knallgetöse friedlich verzichtet.

Daran war nun freilich nicht zu denken. Vielmehr: je höher die tropische Sonne das Firmament erklomm, um so hitziger entbrannte das Verlangen, den anderen auf den Grund zu schicken.

Dafür wiederum hatte die allgütige Vorsehung kein Verständnis. Wie es nichts auf dieser nicht gar so garstigen Welt gibt, das keinen besonderen Zweck zu erfüllen hätte, also zeitigte bei diesem ins Maritime übersetzten, tosenden Duell das Temperament ein verblüffendes, ein wunderbar harmonisches Ergebnis: Die beiden südlich ungezügelten Kontrahenten schossen in ihrem mörderischen Eifer durchweg zu hoch. Etliche Kratzer oberhalb der Kiellinie setzten die Manövrierfähigkeit der Schiffe gewiß nicht herab. Wohl aber konnte der Augenblick nicht ausbleiben, wo es für die Achtzehnpfünder nichts mehr zu tun gab. Dann sah die Sache schlimmer aus. Und dieser Augenblick trat auf der „Santa Maria“ ein. —

Bestürzt gewahrte der Leutnant Manoel Cuestas die Ebbe in der Pulverkammer. In seinem bedrängten Knabenherzen stammelte er ein Stoßgebet zum Himmel — allein die Rohre schwiegen.

Um so lauter wetterte droben auf der Kommandobrücke der Kapitän: „Teufel! Habe ich Feuerpause befohlen? Schießt, Burschen, daß die Fetzen fliegen. Leutnant! Was gibt's“

„Verloren, Don Maximo. Die Kugeln sind verschossen.“

„Seid Ihr des Teufels? Den weißen Lappen hissen? Dann schon verrecken!“

Die „Stella de las Republicas“ sprühte Feuergarben.

„Santa madre“, murmelte Don Manoel. „Der Mast zerbirst.“

„Haben wir wenigstens noch Pulver?“ brüllte Maximo Tafes. „Steht nicht wie verzaubert, Cuestas! Pulver, he?“

„Pulver? Gewiß. Mehr als genug. Was nützt uns Pulver, Capitano, wenn die Kugeln fehlen?“

„Und hatten wir nicht gestern abend einen scheußlich harten holländischen Kugelkäse?“

„Ich biß wie auf Granit.“

„Und ich zerbrach mein Messer daran. Wieviel davon ist da?“

„Mehr als drei Dutzend, Capitano.“

„Ob die wohl in die Rohre gehen?“

„Himmel!“ schrie da verzückt Cuestas und stürzte in Fluchten die Stiege hinab. „Sie passen, Don Maximo!“ jauchzte er zurück. „Ich richte selbst.“ —

Drüben auf der „Stellas de las Republicas“ standen sie wie vom Donner gerührt. Das sieberte schwer wie Krähenflügelschlag heran. Klatschte auf die Planken. Riß vom Kartenhaus das Dach. In tausend kleine Stücke sprang das Geschoß. Sprühte weißlich über das Deck . . glitschig, zähe, fest. Das nächste traf den Admiral — Baretto hieß der Brave — an der Schulter, brachte ihn wie einen nassen Sack zu Fall. Zwei Matrosen wurden gleich darauf für tot davon getragen.

Und wieder, immer wieder das harte, verdammte Krachen unter Rindensplitterhagel. Einer gellte nervös: „Schrapnells! Das ist infam und gegen alles Völkerrecht.“

Und Schuß um Schuß. Unbeirrt, mit kühler Hand gezielt. Da schlug der Admiral die Augen auf. Winkte jemand zu sich heran, der ratlos etwas zwischen Fingern zerrieb. „Zeig' her!“

„Mein Admiral“, stotterte der beklommen. Brennende Röte überzog im selben Augenblick das Offiziersgesicht: „Pfui Teufel, wie gemein! Die schießen ja mit — Käse.“

Doch Klatsch auf Klatsch — und wieder anderthalb Verwundete.

„Schluß!“ tobte Barreto. „Mit solchem Pack legt man keine Ehre ein . . .“ Er fauchte durchs Sprachrohr in die Maschine und dampfte davon.

Verloren das Treffen, das sich so glorreich, so billig glorreich anließ.

Stumm und verloren auch die Matrosen.

Drei Käsekugeln, die letzten, polterten hinterdrein. Ueber und über war das Schiff mit zementiertem Quark bedeckt. Mancher nahm solch ein „Sprengstück“ in den Mund, nagte daran und — verzehrte es . . . schweigend, wie vor den Kopf geschlagen.

So fuhr die erniedrigte „Stella de las Republicas“, groteskes Geisterschiff, am 12. Oktober 1864 durch den funkelnden, unermeßlichen Ozean. Und ihre Last war Scham und Schweigen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 37 — Samstag, 21. September — 1929

Einbrecher? Wenn schon!

Skizze von Rudolf Hirschberg-Jura.

„So? Und das schämst Du Dich nicht zu sagen? Dann bist Du eben kein Mann, sondern ein Vorsichtsrat! Wenn mal bei uns eingebrochen würde, dann machtest Du also eine höfliche Verbeugung? — Ist mir eine Ehre, Herr Räuber! Bitte schön, bedienen Sie sich, Herr Räuber! Aber üben Sie Gnade, Herr Räuber, und tun Sie mir armem Manne kein Leid an, Herr Räuber! — So würdest Du reden? Ja?“

Grimmige graue Blicke schießt Frau Else und schüttelt aus dunklen Locken Verachtung. Hermann aber in seinem verhärteten Schulmeistergemüt beantwortet den sprühenden Angriff mit kränkender Sanftmut: „Nicht doch, Schatz! Erstens würde ich nicht „Räuber“ sagen, sondern würde mich dem allgemeinen Sprachgebrauch fügen und den in diesem Fall zutreffenden Ausdruck „Einbrecher“ anwenden. Zweitens aber würde ich mich überhaupt in keine Konversation mit dem Verbrecher einlassen. Ich könnte ja doch nicht darauf rechnen, ihn durch moralische Belehrung von seinem verwerflichen Vorhaben abzubringen. Ich würde unser Zimmer von innen abschließen, mit Dir zusammen ein mutiges Geschrei vollführen, polternde Gegenstände zum Fenster hinaus auf die Straße werfen, überhaupt so viel Lärm wie möglich verursachen, um Hilfe herbei zu rufen oder doch den Kerl zu verscheuchen.“

„Also tapfer bis zur Tollkühnheit“, höhnen Elses gekräuselte Lippen.

„Nee! — Aber vernünftig. Wenn ich dem Mann auch mit der Waffe eines Feuerhakens oder einer Wasserflasche gegenüber trete, so sieht er doch auf den ersten Blick, daß ich leider kein Herkules bin. Auch ist er wohl rascher als ich und geschickter zu roher Gewalttat, weil er doch von Berufs wegen besser auf diesen Betrieb eingestellt ist. Von vornherein wird ja ein Verbrecher nicht durchaus morden wollen. Wenn er sich aber beim Beutemachen gestört und gefährdet sieht, ist er auch zum Blutvergießen bereit. Der Schaden wird dann für mich nur um so größer. Also weshalb ein sinnloses Heldentum, das gar keinen Nutzen bringt? So lange er noch nicht weiß, woher ihm etwa ein Gegenangriff droht, und so lange er noch ungefährdet entfliehen kann, wird er viel eher geneigt sein, sich aus dem Staube zu machen.“

„Und seinen Raub mit sich zu schleppen!“

„Vielleicht auch ihn im Stich zu lassen. Oder wenn schon, dann sind wir nur an Geld und Gut geschädigt und nicht an Leib und Leben.“

„Ich hatte bisher eine andere Meinung über Dich.“

„Dann ist das eine falsche Meinung von Dir gewesen. Und Du solltest froh sein, daß ich ein besonnener Mann bin und kein leichtsinniger Abenteurer. Uebrigens dürfte dergleichen bei uns kaum vorkommen. Ein gelernter Einbrecher wird doch als Fachmann nie dem Wahn huldigen, es sei bei einem armen Schulmeister irgend etwas Wertvolles zu holen!“

„Aber vielleicht bei der Frau Schulmeisterin!“ begehrt Frau Else trotzig auf. „Du vergißt meine kostbaren Schmuckſachen.“

„Davon weiß oder ahnt kein Einbrecher etwas.“

„So? Beim letzten Konzert habe ich die Gold-Topasen von Tante Aurelie öffentlich getragen und das dicke Armband auch, und zum Stiftungsfest beneideten mich alle um den prachtvollen großen Granatschmuck, der von Großmama stammt. Das wird sich herumgesprochen haben. Wenn mir einer diese schönen alten Sachen rauben wollte, mit meinem Leibe würde ich sie decken.“

„Na ja. Vielleicht wenn etwa die kleine Frau Dr. Lehmann mit Trennschere und Hakelnadel bewaffnet Dir Deine Juwelen abzujagen versuchen wollte! Einem solchen Angriff wärest Du schon gewachsen. Meldet sich aber ein Mordskerl mit Schießeisen und langem Messer, dann wirst Du zufrieden sein, Dich in meinem Schutz zu wissen.“

„Schöner Schutz! Du pfeifst ja auf jeden Heldenmut.“

„Ach, Liebling, im Ernstfall wirst Du genau so pfeifen wie ich.“

„Nein!“

„Doch!“

„Nein! Nein, nein, nein, nein, nein, nein!“

Frau Else sagt es so rasch und so oft, daß Hermann auf ein weiteres „Doch“ verzichtete. Wie sie mit dem „Nein“-Sagen fertig ist, schmollt sie mit ausdrucksvollem Schweigen, und wie sie merkt, daß es im Bett neben ihr schnarcht, beschließt sie, mit weitgeöffneten Augen eine kummervolle Nacht neben dem herzlosen Scheusal zu verbringen, und so schläft sie erst zehn Minuten später ein als ihr verachteter Einbruchs-Feigling.

Den ganzen Tag darauf ist sie gekränkt, den nächsten Tag beleidigt und den darauf folgenden erbittert. Dann aber verfällt sie plötzlich in eine ausgelassene Munterkeit und am fünften Tage ist sie wieder das liebe, gute Frauchen, wie es Hermann gewöhnt ist. Sie läßt sich umarmen und küssen, so viel er mag. Aber wie er abends mit ihr ausgehen will, hat sie keine Lust. Es ist doch viel gemütlicher zu Hause, und sie wollen recht vergnügt sein zu zweien.

Der übliche Limburger Käse hat sich heute in Emmenthaler verwandelt, und statt dünnen Tees gibt es Bier. Beim Schachspiel läßt er sie gewinnen. Er freut sich, wie glücklich sie darüber ist, sie treiben allerhand Neckerei, und es wird spät, bis sie zur Ruhe gehen.

Heute läßt die Vergnügtheit das dunkellockige Köpfchen nicht so rasch einschlafen wie neulich der Kummer. Die grauen Augen schließen sich nicht, sie fühlt Erregung in allen Pulsen klopfen, und wenn ihre kleinen Ohren es gelernt hätten, so würden sie sich jetzt spitzen vor ungeduldiger Aufmerksamkeit und hoch stellen wie bei einem Pferdchen.

Da, mitten in der Nacht, wird ihr Lauschen belohnt. Es knackt auf der Diele. Rasch schlüpft sie in Morgenschuhe und Schlafrock und eilt mit kräftigem, mutigem Schritt zur Tür. Hermann wäre von ihrem Gange auch erwacht, wenn sie sich bemüht hätte, leise zu sein.

„Was tust Du?“ fragt er schlaftrunken.

„Es ist jemand draußen“, antwortet ihre Stimme kühl und ruhig. „Er macht sich am Vertikow zu schaffen.“

„Ach Unsinn! Bleib doch hier!“ brummt er, macht sich aber schließlich kopfschüttelnd auf, um ihr nachzugehen.

Draußen steht wirklich ein Mann mit schwarzer Larve und hat eben das obere Schubfach aus dem Vertikow gezogen.

„Ha, Sie Hallunke!“ schnauzt die mutige Frau gebieterisch. „Die Hände hoch!“

Der aber mit frecher Drohung: „Raus mit dem Schmuck!“

„Im untersten Schubfach rechts“, erwidert Frau Else mit ruhiger Geistesgegenwart.

Aber wie sich der Einbrecher gehorsam niederbückt, ergreift sie die Wäscheleine, die schon mit einer Schlinge auf dem Stuhle bereit liegt, um sie dem Kerl über Kopf und Schultern zu werfen. Danach beginnt sie, ihm den breiten Rücken mit ihren kleinen Fäustchen zu bearbeiten. Doch das läßt er sich nicht gefallen: „Wenn Sie vernünftig wären, hätte ich Ihnen gar nichts zu Leide getan. Nun zwingen Sie mich . . .“

Aber da fühlt er den linken Arm schmerzhaft eingeklemmt und schreit auf. Hermann ist von der anderen Seite hinzu gesprungen und hat mit dem einzigen Jiujitsu-Griff, den er weiß, den Arm des Gegners von oben nach unten mit dem seinen umschlungen. Ruhig hält er ihn fest, wenn ihm auch die Stimme etwas bebt: „Wenn Du Dich jetzt irgend nicht fügst oder den geringsten Widerstand leistest, zerbreche ich Dir unrettbar den Arm.“

Der Gepackte unternimmt gleichwohl einen Befreiungsversuch, den er aber mit einem neuen Schmerzensschrei wieder aufgibt, und jammert nun, das sei gegen die Verabredung.

„Reiß' ihm die Larve herunter!“ kommandiert Hermann.

Else tut es und ruft erschreckt: „Aber das sind Sie ja gar nicht!“

„Wer ist es nicht?“ fragt Hermann verwundert. An Angst und Beschämung wetteifert nun Frau Else mit dem Einbrecher, und unter dem Druck der lächelnden Fragen und der peinlichen Armklemme ergibt sich aus zögernden Antworten das volle Geständnis.

Es hat Frau Else viel Mühe gemacht, einen gutmütigen Kerl zu finden, der sich bereit erklärt hat, die Komödie eines Einbruchs aufzuführen, um sich von der kleinen tapferen Frau ein wenig verprügeln und dann großmütig in Freiheit setzen zu lassen. Zwanzig Mark hat sie ihm dafür im voraus zahlen müssen und auch einen Hausschlüssel geliefert, damit das Türschloß nicht unnötig beschädigt wird. Aber die zwanzig Mark sind dem Burschen dann für diese Art Arbeit einschließlich der Prügel doch zu wenig gewesen. So hat er den ganzen Auftrag für fünf Mark an einen Fachmann weiter geben, der das wohl nur so billig übernommen hat, weil er sich an dem Schmuck wirklich in allem Ernst schadlos halten wollte.

Ihre zwanzig Mark will Frau Else nun wieder haben. Aber der Ersatzmann hat nicht einmal die fünf Mark mehr. Nur den Schlüssel gibt er zurück. Hermann tröstet die Unglückliche lächelnd, sie möge sich an den ursprünglichen Unternehmer halten und die ganzen zwanzig Mark zurück fordern, weil der Auftrag ja nicht ordnungsgemäß ausgeführt sei. Jetzt aber schlägt er vor, dem Ersatzmann, der noch unter seinem Jiujitsu-Griff stöhnt, doch mal die Taschen zu durchsuchen. Frau Else tut es und findet einen Browning. Der ist ganz ernsthaft geladen. Himmel, das hätte also bös ausgehen können! — Der Kerl muß sich nun mit dem Gesicht an die Wand stellen und die Hände hoch halten. Hermann kleidet sich an und verspricht, ihn sogleich persönlich

Sonniger Septembertag

Altweibersommer! Wunderklare Luft
Und Asternblühn und später Rosen Duft;
Die letzte Schwalbe zwitschert auf dem Dach.
Nun zieht auch sie. — Ich schau' ihr sinnend nach.

Mein Nachbar holt die letzten Garben ein
Und labt sich am Septembersonnenschein.
In satten Farben Räh' und Ferne glühn.
Wie doch so rot die Rosen heut' noch blühn!

Ein spätes Bienchen und ein Schmetterling,
Der zwischen weißen Fäden sich versing . . .
Und sieh! Ein Blatt, das schon den Sommertraum
Vergessen hat, fällt vom Kastanienbaum. — —

In diesen Tagen wird die Sehnsucht wach . . .
O flögst du, Herz, den Sommervögeln nach!
O Lebensinbrunst, willst du mächt'ger sein?
Horch doch! Welch ernstes Glöcklein tönt darein?

Altweibersommer! Letztes Sonnengold!
Wie es so mild durch müde Blätter rollt!
Noch einmal soll die Welt gesegnet sein. —
O seelenvoller später Glanz und Schein!

Julius Bransmer.

zur nächsten Polizei-Wache zu geleiten. Da bittet der Gefangene um Gnade, und auch Else leistet ihm Fürsprache: „Laß ihn laufen, Hermann! Schließlich hat man ihn ja verführt. Und bedenke doch: Wenn ich Aussagen machen muß und alles an den Tag kommt! Du machst mich ja einfach lächerlich vor den Leuten, wenn Du es überall ausposaunst, ich hätte mir einen wirklichen Einbrecher ins Haus bestellt."

Er lächelt. Aber sie ist großzügig genug, diese lächelnde Bosheit nicht zu beachten, und verzeiht ihm. Den Browning in der Hand geleitet Hermann den erfolglosen Missetäter die Treppe hinab bis auf die Straße. Wie er wieder oben ist, findet er sein Weibchen in der Küche.

„Einen Tee will ich Dir machen. Du hast so lange barfuß im Hemd auf der kalten Diele gestanden und sollst Dir keinen Schnupfen holen. Im übrigen will ich Dir nichts nachtragen. Männer sind nun mal so."

„Wie denn? So?"

„Eigensinnig bist Du, wie alle Männer, und rechthaberisch. Behauptest durchaus, Du müßtest Dich verkriechen vor einem Einbrecher. Diese ganze dumme Komödie konntest Du mir ersparen, wenn Du mir gleich die Wahrheit sagtest, daß Du Dich auf jeden Fall verteidigen und den Kerl kampfunfähig machen wirst. Ueberhaupt, daß Du tapfer bist. Und er hatte doch eine Pistole!"

„Ach Du lieber Himmel! Tapfer? Der dumme Kerl hatte eben nichts gelernt. Sonst wäre ich mit meinem einzigen Griff nicht so leicht durchgekommen. Ein korrekter Einbrecher müßte im Jiujitsu genau so perfekt ausgebildet sein wie ein Kriminal-Schutzmann. Aber das war ja ein ungelernter Dilettant, ein erbärmlicher. Ein elender Pfuscher!"

„Du bist ein goldiger Pedant, Du Affe!"

So fest schmiegt sie ihr Gesicht an ihn, daß er nur mühsam einen Platz für seine Küsse findet, und dann trinken sie ihren Tee sehr rasch, damit sie geschwind wieder ins Bett kommen.

Er soll doch keinen Schnupfen haben, der tapfere Hermann!

Die Brücke

Skizze von Martha Griem.

Schwer und dicht lag der Nebel über dem Wasser. Die Sirenen heulten schaurig durch die Nacht, und fern rasselte ein Anker dumpf in die Tiefe.

Heinz Littow ging mit eingezogenen Schultern frierend am Ufer entlang. Müde setzte er einen Fuß vor den anderen, als würde er vorwärts geschoben. Die Augen starrten in den Nebel und suchten die Brücke; sie mußte ganz nahe sein, doch man sah sie nicht. Und leise staunte er in sich hinein, wie vorsichtig er ging, um in der Dunkelheit nicht zu fallen. Es war ja doch gleich alles vorbei. Bis zur Brücke noch — dann würde er sich mit geschlossenen Augen gleiten lassen — — in graue Nebel — in dunkle Wasser — ins Nichts.

So jung war er noch, so siegend jung — und würde doch niemals siegen. Er hatte das Ziel nicht erreicht. Und er würde auch im nächsten Jahr das Examen nicht bestehen, weil er den gestellten Anforderungen einfach nicht gewachsen war. Das wußte er. Das Schlimmste aber war, daß niemand ihm half, niemand ihn zu anderen Aufgaben, anderen Zielen führte. So blieb nur der eine Weg, den der Vater ihm selbst gezeigt. Er hörte sie noch, die harten Worte: „Wenn Du durchfällst, wenn Du mir die Schande antust, Junge, schlage ich Dich tot. Du brauchst gar nicht erst heimzukommen." Heinz krampfte die Hände zusammen. Gut denn, er würde nicht heimkommen, jetzt nicht und nie mehr.

Die Wellen klatschten unheimlich gegen das Land, die Nebelhörner heulten immerfort. Es war eine schaurige Melodie, die nicht das Lied des Lebens sang.

Aber sprach da nicht jemand? Waren denn Menschen hier draußen außer ihm? Vor der Brücke lag ein Kahn, von dort mußte es kommen. Vielleicht war der Schiffer mit seiner Frau noch auf Deck. Jetzt hörte man deutlich eine Männerstimme. Rauh und brüchig klang sie und doch gütig zugleich: „Eines mußt Du mir versprechen, Erika, Du darfst nie wieder jedes Wort auf die Goldwage legen. Himmel! man sagt manchmal etwas im Zorn und meint es doch gar nicht so."

Heinz hielt den Atem an und schloß die Augen; langsam ließ er den Kopf in den Nacken sinken. Wie etwas Unfaßbares, Unerhörtes kamen die Worte auf ihn zu und umklammerten ihn, daß ihm alles Blut jäh zum Herzen strömte. Er stand er lange und wartete — auf irgend einen, auf ein weiteres Wort. Doch alles blieb still. Die beiden Menschen waren wohl längst in ihre Koje hinunter gegangen.

Da strich sich Heinz Littow wie erwachend über die Stirn und ging mechanisch der Brücke zu. Willenlos setzte er sich auf die Stufen, von denen er ins Uferlose gleiten wollte.

„Man sagt manchmal etwas im Zorn und meint es gar nicht so." — Galt das nicht ihm, gerade ihm? Langsam sprach er es vor sich hin, immer wieder, bis er es endlich ganz begriff und er den Worten tief auf den Grund sah. Da wußte Heinz, daß er einen falschen Weg gegangen war. Schmerzlich und doch erlöst blickte er in die Fluten unter der Brücke.

Die Nebelschwaden wurden schwächer. Der Morgen graute. Heinz Littow ging den Weg zurück, den er gekommen war; als ein Gesunder, mit starkem Wollen.

Der Vater öffnete ihm selbst die Tür. Eine durchwachte Nacht lag hinter ihm, eine Nacht, die nur immer wieder den schrecklichen Gedanken barg: Er tut sich ein Leid an, und ich bin schuld daran, ich allein. — Derb packte er seinen Jungen an den Schultern und schüttelte ihn: „Daß Du mir wenigstens keine Dummheiten gemacht hast!" Weiter sagte er nichts. Heinz Littow aber fühlte zum ersten Mal, daß Derbheit oft nur versteckte Liebe ist, und daß man alles gut werden würde.

Der Freispruch des Thomas Pollinger

Skizze von Charlotte Pickhardt.

Der Bauer, der auf der Anklagebank des Amtsgerichts in Blutna saß, machte ein so treuherzig-dummes Gesicht, daß die Augen des Amtsanwalts empört flackerten, seine Hände nervös zitterten, als er sich nach flammender Anklage wieder auf seinen Platz setzte, daß es krachte.

Ob der Angeklagte verurteilt werden würde? Jedenfalls mußte die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen. Der Zuhörerraum faßte kaum die vielen Bauern, die alle gekommen waren, um das Urteil über die scheußliche Tat zu hören, deren der sonst so harmlose Thomas Pollinger beschuldigt wurde. Sie, die Tschechen, mochten ihn alle nicht leiden. Denn er war Deutscher. Das Enteignungsgesetz hatte ihn nicht getroffen, weil sein Gut zu klein war, um nationalisiert zu werden.

Trotzdem war Thomas Pollinger ein vermögender Mann. In der ganzen Umgebung besaß kein Bauer einen so ertragreichen und wertvollen Obsthof wie er. Seine Obstzucht war berühmt und brachte Einkünfte, um die der reiche Deutsche im Tschechendorf arg beneidet wurde. Alle dreisten Versuche, ihm das Geheimnis seiner Züchtung zu entlocken, waren fehlgeschlagen. Pollinger tat dumm, schob alles auf besonderes Glück und seltsamen Zufall und behielt die vom Großvater überkommenen Kenntnisse ganz allein für sich.

Da waren einige jüngere Mitglieder des tschechischen Dorfsokols auf eine schlimme Idee verfallen. In dunklen Herbstnächten, wenn kein Stern am Himmel blinkte, drangen finstere Gestalten in den Hof, schüttelten die ganze Ernte von den Bäumen und zerstampften sie mit den Füßen. Am anderen Morgen fand Thomas Pollinger seine herrlichen Birnen in der Jauchegrube wieder. Außer sich vor Wut und Enttäuschung über diesen Bubenstreich kündigte er durch Warnungstafeln und in der Kreiszeitung an, sein Hof wäre nunmehr durch Selbstschüsse und zwei bissige Hunde gesichert. Sofort erschien der Gendarm mit einer Verfügung des tschechischen Amtsvorstehers und verbot gegen Strafe von 5000 Kronen das Legen von Selbstschüssen ohne besondere Erlaubnis der obersten Verwaltungsbehörde. Pollinger hatte sie nicht beantragt, weil er gewiß war, als Deutscher sie nicht zu erhalten. In der nächsten Nacht wurden die beiden Hofhunde vergiftet. Die Täter ließen sich nicht ermitteln. Der Obsthof blieb leer und bot einen traurigen Anblick. Pollinger war verzweifelt, fühlte sich wehrlos, bis er eines Tages den Besuch eines befreundeten Obstgroßhändlers bekam, seines früheren Hauptabnehmers.

Das ganze Dorf wunderte sich, als Pollinger bald darauf seinen Obsthof sorgfältig mit einer dichten, mannshohen Hecke umgab. Es würde nichts nützen. Mit Leitern konnte man bequem darüber hinweg kommen. Dann aber errichtete Pollinger an allen Ecken des Hofes große Tafeln mit einer sonderbaren Inschrift:

Vorsicht! Gefahr!!

Vor dem unbefugten Betreten des Obsthofes wird dringend gewarnt! Die Pyrus Cydoniaria tritt hier in großen Mengen auf! Jedes unbefugte Betreten des Hofes geschieht auf eigene Gefahr!

Was mochte das sein? Pollinger selbst ging gleichfalls nicht mehr in den Hof. Das gab zu denken. Sicher hatte er giftige Schlangen in dem Obsthof ausgesetzt. Die Furcht wurde zur Gewißheit, die Gewißheit zur Epidemie. Der erste Bauer des Dorfes, zugleich Amtsvorsteher und Amtsanwalt, erhob auf allgemeines Drängen Anklage.

Deswegen stand Thomas Pollinger nunmehr vor Gericht. Der schweren Gefährdung von Menschenleben wurde er beschuldigt. Auf dem Wege zum Gericht hatte man finstere Drohrufe gegen ihn ausgestoßen. Das Verbrechen des Deutschen mußte gesühnt werden, Pollinger in den Kerker. In der Zwischenzeit koarte man das Gut an sich bringen. Dann war man den Deutschen los.

Pollinger blieb in der Voruntersuchung stumm. So kam es zur Hauptverhandlung mit dem ganzen umständlichen Apparat öffentlichen Prozeßwesens.

Als der Richter der Form halber fragte, ob Pollinger zu dem auf zwei Jahre lautenden Strafantrag des Anklägers Stellung nehmen wolle, hatte der Bauer verlangt, den Obsthändler zu laden, der damals bei ihm gewohnt hatte. Im Zuhörerraum des Gerichtssaals lachte man hämisch. Der würde den Angeklagten auch nicht von seinem Verbrechen entlasten können. Daß Pollingers Birnen gute Handelsware gewesen waren, wußte man selber. Deswegen saß man eigentlich ja hier. Dazu brauchte man keinen Zeugen.

Der Händler kam, wurde vereidigt, obwohl der Amtsanwalt hochfahrend bedeutet hatte, daß es völlig zwecklos wäre, ihn überhaupt zu vernehmen. An dem geschehenen Verbrechen des Angeklagten könnte auch er nichts ändern.

Der Zeuge lächelte. Dann sagte er aus. Er begann so: „Der Name Ihres Hofes wird berühmt werden . . ." Der Richter wollte ihm ärgerlich ins Wort fallen. Da zog der Zeuge aus seiner Tasche ein Buch, reichte es dem Richter. Der wurde erst blaß, dann rot vor Verlegenheit . . .

Das Urteil lautete: „Der Angeklagte wird freigesprochen. Die Kosten des Verfahrens fallen der Staatskasse zur Last." In der Urteilsbegründung, die nach zwingender Prozeßvorschrift am nächsten Tage im Kreisblatt mit veröffentlicht wurde, hieß es in klassischer Kürze: „Die Pyrus cydoniaria ist nicht eine Giftschlange, sondern die lateinische Bezeichnung für Birne."

Heute hat Thomas Pollinger die besondere Erlaubnis der obersten Verwaltungsbehörde, auf seinem Besitztum Selbstschüsse zu legen. Seine Ernten sind gestiegen und finden im ganzen Lande schnellen Absatz. Die „Pollinger-Pyrus" ist berühmt geworden, mit ihr das Dorf, in dem dies alles geschah.

Durst!

Südafrikanische Skizze

von Herbert Schmitt-Carlén.

Zwei Reiter hielten am Ausgang des kleinen, in der Sonne bratenden Ortes Ganzia am Nordrand der Kalahari. Wettergebrannte Gestalten, deren energischen Zügen man es ansah, daß sie mit den Schrecken der Wüste vertraut waren, Händler aus der Kapkolonie, die hier oben, wo in dem grasreichen Ngamiland die Rinder billig waren, Vieh aufkauften, um es durch die Wüste nach Transvaal zu schaffen und dort mit gutem Gewinn wieder abzusetzen.

„Wie gesagt, Pieters," wandte sich der Aeltere an seinen Begleiter, „gestern morgen lieferten die Bakalahari die letzten 200 Damararinder ab. Wir haben jetzt 1000 Haupt zusammen und können heute gegen Abend aufbrechen. Nur bleibt die Frage: Welchen Weg nehmen wir?"

„Ich weiß, Ihr geht lieber über Okwa nach Lobatsie," entgegnete Pieters, „aber ich möchte doch lieber direkt nach Palapye ziehen. Wir gewinnen vier volle Tage, und Ihr wißt, Bouman, Zeit ist Geld."

„Gewiß, wenn wir wirklich Wasser finden!"

„Der Buschmann gestern versicherte bestimmt, daß beide Wasserlöcher gefüllt sind, und dann ist doch keine Gefahr."

„Nein, dann nicht. Wenn der Schwarze sich nur nicht irrt! Aber Ihr mögt recht haben, vier Tage sind vier Tage. Ich bin einverstanden, wir gehen nach Palapye," schloß Bouman. Kurz vor Sonnenuntergang brach man auf. Voran die beiden Buren, hinter ihnen, von einem Dutzend eingeborener Treiber bewacht, die 1000 Rinder. Man marschierte des Abends und des Nachts, tagsüber wurde wegen der unerträglichen Sonnenglut gerastet. Die ersten Tage ging alles nach Wunsch, dann, am fünften, kam die Enttäuschung: Die Wasserstelle Lehutitsang, auf die man gerechnet hatte, war trocken; sie enthielt kaum etwas feuchten Schlamm. Der Buschmann hatte gelogen!

Was nun? Die Lage war ernst, Umkehr unmöglich. Es galt, in Eilmärschen die nächste drei Tagemärsche entfernte Wasserstelle zu erreichen. Also vorwärts durch den glühenden Sand! Schon zeigten einzelne Tiere Zeichen von Erschöpfung, aber Schonung gab es nicht. Durch hohe, dichte Staubwolken, die in Augen und Nüstern drangen, mußten sie vorwärts, dem rettenden Wasser entgegen.

„Seht Ihr dort rechts die drei auffallend rot gefärbten Klippen?" fragte am Abend des achten Tages Bouman seinen Begleiter. „Wir sind jetzt nahe der Wasserstelle; es mögen noch etwa 20 Kilometer sein. Wir müssen uns jetzt trennen. Wenn die ganze Herde zugleich ankommt, können wir die Tiere nicht halten, sie würden sich in das flache Wasser stürzen, und nicht die Hälfte bekäme genug. Ich reite jetzt mit dem einen Teil voraus. Nach einer Stunde, wenn sie getrunken haben, kommt Ihr mit dem Rest nach. Ich lasse Euch vier Nigger hier. Das muß genügen."

„Schön, Bouman," entgegnete Pieters, „nur beeilt Euch, die Tiere sind schon halb verrückt vor Durst. Gut, daß der Wind auf das Wasser zu steht, sonst könnten wir etwas erleben."

Bouman winkte acht Eingeborenen, diese sonderten die Hälfte der Herde ab, und der Trupp setzte sich in Bewegung. Nach wenigen Stunden war die „Pfanne" erreicht, eine flache Mulde in dem gelbbraunen Kalkstein. Welches Glück, sie war reichlich mit kostbarem Naß gefüllt! Gierig drängten die ausgedürsteten Tiere nach vorn. Nur mit Mühe konnten die schwarzen Treiber sie mit Hilfe langer Stöcke so weit bändigen, daß nicht die ganze Herde ins Wasser trat und damit dieses für den nachfolgenden Trupp ungenießbar machte.

In langen durstigen Zügen tranken Mensch und Tier. Plötzlich erscholl die schrille Stimme eines Eingeborenen: „Achtung, Herr, die anderen Tiere kommen!" Bouman rannte sich auf Pieters sollte doch eine Stunde Abstand halten, und jetzt waren kaum zehn Minuten vergangen. Verwundert blickte er nach Westen.

Dort erhob sich eine schnell herankommende Staubwolke, dumpfes Gebrüll erklang aus ihr, und im nächsten Augenblick stürzte, wahnsinnig vor Durst, der Rest der Herde heran. Der Wind war umgesprungen, die Tiere hatten auf mehr als 20 Kilometer das Wasser gewittert und sich von den wenigen Treibern nicht halten lassen. Mit rot unterlaufenen Augen, alles vor sich niederstampfend, rasten sie wie eine lebende Mauer auf die Wasserstelle zu, die friedlich trinkenden Gefährten mit sich fortreißend. Im nächsten Augenblick bot die Pfanne ein furchtbares Bild. Tausend Rinder wälzten sich in dem flachen Wasser, rücksichtslos mit den Hörnern gegeneinander wütend. Rippen krachten, Knochen brachen. Die langen, scharfen Hörner rissen den im Wege Stehenden Hals und Flanke auf. Das Blut spritzte hervor. Was fiel, wurde erbarmungslos zu Boden gestampft. In wenigen Minuten war das eben noch braune, aber doch einigermaßen reine Wasser ein mit Schlamm gefüllter Sumpf, in dem tote und sterbende Rinder zu Haufen lagen, aus dem das Wasser aber verschwunden war.

Die beiden Weißen mit ihrem Dutzend schwarzer Treiber waren machtlos. Kaum hundert Tiere konnten sie nach einiger Zeit zusammen treiben, mit denen man die Reise fortsetzte. Noch 40 davon gingen ein, bevor nach weiteren 5 Tagen durch die erbarmungslose Sonnenglut Palapye erreicht war. —

„Wir hätten doch lieber nach Lobatsie gehen sollen," äußerte Bouman zu seinem Gefährten, als beide, selbst zu Tode erschöpft, mit ihren 60 ausgemergelten, sich mühsam vorwärts schleppenden Rindern, dem Rest der stolzen Herde, in die alte Negerhauptstadt einzogen. „Das kommt davon, wenn man sich auf Buschmänner verläßt. Jetzt können wir beide wieder von vorne anfangen!"

„Du"

Skizze von Johanna v. Engelmann.

Die kleine Gerta war früh erwacht. Die Amsel sang gar so laut im Park, verschlafene Vogelstimmchen antworteten im Busch und Baum. Nach einem prüfenden Blick auf die ältliche, pustend in den Federn schlafende Erzieherin, schlüpfte das Kind aus der Decke und trat an das weit geöffnete Fenster. Es war graue Luft vor Sonnenaufgang. Der kühle Wind, der drüben in den krausen Köpfen der Kugelakazien spielte, strich zu der Kleinen herüber, über ihre nackte Brust im dünnen Hemdchen, hob ein wenig das leichte Gelock über der Stirn.

Der Nachttau lag schwer auf den Heliotroprabatten und erstickte den schwülen Duft der lila Blüten. Auf dem Pflaster vor den Ställen erklang Getrappel, Gerta hob sich auf den Zehen und reckte den Hals. Zwei Pferde wurden über den weiten Kiesplatz vor die Freitreppe des Hauses geführt. Der Stalljunge mit schlafroten Wangen stellte sich vor den Kopf des Fuchses und nestelte ihm am Stirnband. Der um vieles ältere Diener in heller Morgenlivree führte die erregte Stute ein wenig hin und her. Ueber die Stufen der Treppe kam eine schlanke nicht mehr junge Frau. Sie trug die Schleppe des Reitkleides über dem Arm und schloß, langsam herabsteigend, die Handschuhe. „Guten Morgen, Herr Stetten!" Sie nickte dem sie erwartenden jungen Offizier zu.

„Guten Morgen, gnädigste Baronin!"

Er küßte ihr respektvoll die Hand und trat dann lächelnd zurück, um dem alten Diener das Vorrecht zu lassen, die Dame in den Sattel zu heben. Dann saß er auf, im Schritt ritten beide in den grauen Morgen hinaus.

„Darf ich bitten, gnädigste Baronin, zum Abschied noch einmal den Moorweg?"

„Abschied? Sind die drei Urlaubswochen schon herum?"

„In zwei Tagen — es war eine wundervolle Zeit!"

„Ich werde meinen fröhlichen Kameraden sehr vermissen, der so nachsichtig mit einer alten Frau fürlieb nahm!"

„Alt? Baronin sind doch nicht alt?"

„Doch, doch!" Sie lachte. „Bedenken Sie: Ich habe eine fünfjährige Enkelin. Nun kommen Sie!"

Sie trabten auf dem weichen Sommerwege neben der Landstraße, das Sattelzeug knirschte, bisweilen schlug ein Huf an einen Stein. Die Luft begann rosig zu flimmern, dann brach das strahlende Gestirn hervor. Sie bogen in die sich dehnende Moorheide, die Sonne sog Nebel aus dem feuchten Grund, die in rauchenden Schwaden über den Boden schleiften.

Die Baronin wies mit der Gerte voraus:

„Sehen Sie, Herr Stetten, dort liegt ein herrlicher Galopp — den müssen wir aufnehmen!"

Seite an Seite flogen sie über die weite Fläche, durch knisterndes Heidekraut, durch Wolken winziger, hellblauer Schmetterlinge. Der schwankende Boden warf die Hufe empor, daß sie ihn kaum berührten, die Pferde schüttelten wiehernd die Köpfe, ihr Atem dampfte aus den Nüstern, der scharfe Luftzug riß Schaumflocken von der Kandare. Dann nahm der Wald sie auf. Seine besonnten, herbstlichen Wipfel funkelten, unten war es dunkel und kühl.

Die Pferde fielen von selbst in Schritt. Sie senkten tief die Köpfe, ihre Flanken flogen, und auch den Reitenden stürmte das Blut von dem wilden Jagen. Langsam, schweigend zogen sie dahin, mit lockerem Zügel.

Unvermutet schnürte ein brennroter Fuchs über den Weg, dicht vor dem Huf der Pferde. Die erschreckte Stute legte die Ohren an — stieg — die Reiterin schwankte — glitt seitwärts. Mit scharfem Ruck sein Pferd heran drängend, riß Stetten sie mit dem linken Arm hoch. Alles ging vor sich mit Gedankenschnelle und — war vorbei, das Tier beruhigt. Die Baronin, noch ein wenig blaß, streckte die Hand aus:

„Dank, Herr Stetten!"

In ihm zitterte noch die Angst um sie nach. Er hielt im Weiterreiten ihre Hand, beugte sich herab und küßte sie leidenschaftlich: „Wenn Ihnen was geschehen wäre!"

Da zog sie seinen Kopf empor und küßte ihn auf den Mund, mit einem lieben, gütigen Kuß, mit ein wenig zuckenden Lippen. „Du törichter Bub!"

Fassungslos vor Glück stammelte er: „O, Du — Du!" Preßte den Kopf an ihre Schulter und hob die Lippen zu ihrem Munde. Sanft und bestimmt schob sie ihn fort und sagte heiter: „Jetzt geben Sie nur acht auf Ihr Pferd!"

— —

Zwölf Jahre später warteten wieder im Morgengrauen zwei Pferde vor dem Herrenhause, bei ihnen derselbe nun ganz alte Diener. Ueber die Freitreppe kamen lachend in großen Sprüngen zwei junge Burschen im Reithabit. Mahnend legte der Alte den Finger an den Mund.

„Ach, Bill Großmama!" flüsterte eine Mädchenstimme. Also — der eine Bub ist ein Mädel!

„Du bist unverbesserlich, Braun! Statt ruhig im Bett zu dünsten, krabbelst Du mit Deinem Ischias in die Morgenkälte!" schalt Gerta besorgt.

„Ich habe die gnädige Frau Baronin Großmutter in den Sattel gehoben und die sel'ge gnäd'ge Baronin Mutter — nur Baronesschen brauchen mich nicht" — mit einem mißbilligenden Blick auf Gertas Kleidung — „aber das Pferd kann ich wenigstens halten." — „Und mir Feuer geben, Braun!" Wie eine Katze war Gerta im Sattel. Der Alte holte Zigaretten aus der Rocktasche und schlug mit zitternder Hand Feuer — Streichhölzer liebte Gerta nicht. „Weiß der Deubel, Alter," sagte sie anrauchend. „Du hast die besten Zigaretten zehn Meilen im Umkreis." Braun schmunzelte geschmeichelt. „Fertig, Bill! Zwei Zigaretten lang Schritt — dann los!" Vor der Einfahrt drehte sie sich um und winkte mit der Gerte. „Darauf wartet er!" Ja, darauf wartete der alte Mann. Als er die Gerte wippen sah, glitten die runzligen Hände gewohnheitsgemäß an die Hosennaht — er lächelte.

„Wie findest Du übrigens Großmama?"

„Einfach fabelhaft!"

„Gelt? Sie muß wahnsinnig schön gewesen sein, ist's noch jetzt. Etwas altmodisch in manchem — so mit den langen Kleidern! Und dann Sie kann's nicht leiden, daß wir Jungen von heute uns gleich beim Vornamen und Du nennen. Sie sagt immer: Das „Sie" zieht eine gewisse Grenze, und Grenzen sind ein Schutz!"

„Gegen was?" — „Na, gegen Uebergriffe. Ich weiß eigentlich nicht genau, was sie damit meint —"

Sie ritten gemächlich, plaudernd, durch den Wald.

„Hast Du das Pastell von Großmama gesehen? Zu Pferde, im Zylinder — knapper Taille — langem Rock — Damensitz natürlich! Welch ein Unsinn das damals war, dieser Sitz in der Gabel" — sie sprach fachmännisch und wichtig — „mit der schwankenden Gewichtsverteilung! Diese zugerittenen Damenpferde ahnten ja zum Glück nicht, daß die Reiterin gar keine Einwirkung auf sie haben konnte. Da sind wir heute doch viel besser daran. Wenn man den Gaul fest zwischen die Schenkel nimmt spürt er seine Herrin und läßt sich nicht so leicht Dummheiten einfallen —"

Da lachte es über ihnen — hell und spöttisch kreischte ein Häher. Gertas dösendes Pferd sprang jäh zur Seite, und ehe sie sich dessen versah, lag sie im Sande.

Im Nu war Bill aus dem Sattel, Gerta ebenso schnell auf den Füßen. Als er sah, daß ihr nichts geschehen war, lachte er unbändig: „Gerta, das war die Probe aufs Exempel" und weil sie gar so hübsch aussah, wie sie ärgerlich verlegen mit einer Hand die Hose abklopfte, während die andere die Zügel hielt, legte er den Arm um sie; er fühlte ihr Herz unter der dünnen Bluse flattern, und zwischen zwei Pferdeköpfen küßte er sie herzhaft ab.

Zornrot stieß sie ihn vor die Brust: „Was erlauben Sie sich, Herr von Herder? Das sind — das sind — Uebergriffe!"

Sybillengrund

Skizze von Wilhelm Müller.

„Ich will die Wahrheit wissen!" wiederholte er, und seine Hand knallte auf die Tischplatte.

Sybill lächelte leicht. „Lieber Bruder", sagte sie, „die Wahrheit ist ein sehr diffiziöses Etwas. Glaubst Du wirklich mit Deinem gewiß achtungswerten Studentenhirn „die Wahrheit" zu wissen, wenn ich Dir den Gefallen tue, Dir eine Beichte abzulegen? Wirst Du damit schon in den Stand gesetzt sein, die Dinge so anzusehen, wie ich es tun muß? Werden Dir die schmalen Schießluken Deines Verstandesturms je etwas anderes gestatten, als nur die kleinen Ausschnitte aus dem großen Wahrheitsgebilde zu bemerken, die in Deiner Dir anerzogenen Blickrichtung liegen?"

„Sieh da!" höhnte Rolf. „Und darf ich fragen, welcher besseren Erziehung Du Dich rühmst?"

„Zum Rühmen habe ich wenig Grund. Aber lassen wir das. Vielleicht unterscheidet sich unser beider Auffassung auch nur dadurch, daß Dir das Leben eine mehr oder weniger amüsante und mit der Zeit langweilige Karussellfahrt, also eine Wiederholung des ewig Alten, ist, während es mir eine unablässig aufsteigende Spirale bedeutet."

„Sehr nett hat man Dir das im Lyzeum beigebracht. Und damit willst Du mir also plausibel machen, daß Deine Handlungsweise die selbstverständlichste von der Welt war? Deine Spirale befahl Dir, Papas Geld zu nehmen und es diesen Sieberts hinzutragen. Sehr einleuchtend. Warum sagst Du nicht in dürren Worten, daß Du den Schlossergesellen heiraten